Die ewige Jagd.

Roman von **Adolph Schaffmeyer.**

(31. Fortsetzung).

Shirley begriff die ganze ungeheure Tragweite der Worte, die verzehrende Angst, jetzt von einer heimtückischen Krankheit ergriffen zu werden, jetzt, wo alles, alles auf dem Spiel stand. Er war selbst so benommen, daß es ihm unmöglich war, banale Trostworte zu flüstern — es war ihm, als ob er in einen Abgrund starrte.

Glücklicherweise erschien der Arzt wenige Minuten später. Er begann sofort seine Untersuchung, maß die Temperatur, stellte Fragen über Fragen und machte ein immer bedenklicheres Gesicht.

Als er vernahm, daß Jameson schon auf dem Lande wohnte, schlug er vor, ein Hospital in der Stadt aufzusuchen, stieß dabei jedoch auf den heftigen, fast ärgerlichen Widerstand des Patienten.

„Ich habe mehr Ruhe bei mir auf dem Lande und außerdem einen Arzt, der mich seit Jahren kennt", wehrte er. „Geben Sie mir nur irgendein nervenstärkendes Mittel".

Der Arzt verschrieb es, und im Laufe einer Stunde brachte er den Colonel tatsächlich so weit, daß er in Begleitung Shirleys den Heimweg antreten konnte. Inzwischen hatte dieser durch einen Eilboten, der einen früheren Zug zu erreichen vermochte, Cynthia in Kenntnis gesetzt.

Sie war selbst mit dem Automobil am Bahnhof, um den Vater in Empfang zu nehmen, äußerlich gefaßt und ruhig, allein Shirley entging nicht der Ausdruck des Entsetzens, als sie die gebeugte kraftlose Gestalt aus dem Waggon kommen sah, von hilfbereiten Händen mehr getragen als geführt.

Obgleich Shirley bis zum Landhause mitfuhr, sah er doch, daß er hier ganz überflüssig war, nur daß der Colonel ihm noch den Befehl erteilte, am kommenden Tage in aller Frühe Dobbs aufzusuchen und ihm Mitteilung zu machen.

„Aber machen Sie es nicht schlimmer, als es ist", murmelte Jameson. „In zwei, drei Tagen bin ich wieder hoch."

Als Shirley dann nach all den Aufregungen wieder im Zug saß, war sein Gemüt düster und bedrückt. In zwei, drei Tagen — — Der alte Hausarzt hatte ein sehr bedenkliches Gesicht gemacht, obgleich er nur ausweichende Antworten gegeben hatte.

Shirley blickte in eine dunkle Zukunft — — — Und immer verfolgte ihn Cynthias Blick, der so voll Entsetzen und Verzweiflung gewesen war. Nur einmal hatte sie sich an ihn gewandt „Dies ist eine Katastrophe!" hauchte sie kaum hörbar. Seltsam, es lag viel mehr in ihrem Blick, in ihren Worten, als nur die Sorge der Tochter um das Wohl des Vaters. Vielleicht — ja, das mußte es sein — ahnte sie, wußte sie die ganze erschütternde Gewalt des Verhängnisses, die in dieser so plötzlich und furchtbar hereingebrochenen Krankheit lag —

Vierzehntes Kapitel.

Noch vor Beginn der Börsenstunde am folgenden Morgen betrat Shirley das Bureau der Firma David B. Dobbs und C. Sofort wurde er in das Privatzimmer des Chefs geführt, dessen Tür er ins Schloß fallen ließ.

Mit einer großen Havana im Munde stand Dobbs am Fenster und blickte auf die Straße nieder, auf das Getriebe der Menschen, die ihr Tagewerk begannen. Bei seinem Eintritt wandte er sich, und Shirley sah in ein Antlitz, in dem sich ein ruhiges Selbstvertrauen, heitere Gemütsstimmung, fast eine derbe Lebenslust spiegelten. In dieser behäbigen Gestalt, diesen klaren, freundlichen Augen hätte niemand den waghalsigen Spekulanten vermutet, der im Begriff stand, die Augen des ganzen Landes auf sich zu lenken und einen Kampf zu führen, bei dem Mut, Entschlossenheit, Kaltblütigkeit, alle Eigenschaften eines kommandierenden Generals, erforderlich waren.

Er schüttelte dem Besucher die Rechte. „Mr. Shirley, sehr erfreut; Sie bringen mir jedenfalls Nachrichten vom Colonel."

Shirley nickte — — einen Augenblick preßten seine Lippen sich aufeinander.

„Ja — — aber leider, keine guten Colonel Jameson ist erkrankt. Gestern nachmittag wurde er plötzlich von einem heftigen Schwindel ergriffen — in der Bank — — — er stürzte zu Boden — —" Er sah, wie die Gestalt des anderen sich straffte der Ausdruck plötzlich hart wurde, und ein durchbohrender Blick in ihn hineinzudringen schien. Ein ganz anderer Mensch stand vor ihm.

„Heißt das, daß Jameson ernstlich erkrankt ist?" Er bemerkte, daß Shirley mit der Antwort zauderte „Ich muß die Wahrheit wissen — — das ist imperatorisch," fügte er kurz, entschlossen hinzu.

„Der Colonel selbst ist der Ansicht, daß er in ein paar Tagen wieder hergestellt sein wird — sein Arzt gab ausweichende Antworten. Ich befinde mich in einer diffizilen Situation — — — Ich hoffe natürlich, daß es nur vorübergehend sein möchte. Der Colonel bittet Sie, ihn heute abend auf seinem Landsitz zu besuchen — — —"

„Ich verstehe — —" Dobbs sank an seinem Pult nieder, sprang aber im selben Moment wieder auf und schritt hastig im Zimmer auf und ab. Eine schwüle, sich endlos dehnende Stille entstand, während Dobbs in seinem Hirn die so plötzlich veränderte Sachlage ermaß. Plötzlich machte er direkt vor Shirley halt „Was ist Ihre eigene Ansicht?"

Shirley sah unentschieden drein. „Meine Ansicht hat keinen Wert — Der Colonel ist ja eine außerordentliche Natur, ein Mann von seltener Energie — —"

„Ja — ja —" Dobbs starrte wieder vor sich hin; die Nachricht übte eine niederschmetternde Wirkung aus, man sah es deutlich an seiner Ruhelosigkeit, seiner nervösen Erregung „Wenn das doch eine Woche eher — oder später eingetreten wäre — — Aber jetzt, gerade am Anfang der Kampagne — — Ein Unglück —!"

Eine lange Pause, während der Shirley unbeweglich stand, Dobbs mit den Blicken verfolgend, wie er hastig seinen Gang durchs Zimmer fortsetzte. Endlich warf er sich auf einen Stuhl nieder, ab und zu abgerissene Worte ausstoßend. Die Anwesenheit des anderen schien er ganz vergessen zu haben, bis dieser selbst an das Pult trat.

„Kann ich Ihnen irgendeinen Dienst leisten?" fragte er.

„Nein, ich danke Ihnen. Verzeihen Sie meine Erregung, aber natürlich hat mich die Nachricht mehr als beunruhigt — sie stört alle unsere Berechnungen. Das begreifen Sie wohl. Jameson befindet sich auf dem Lande? Also ich werde ihn nach der Börsenstunde aufsuchen. Und mein Bureau ist immer offen für Sie, ich weiß, daß Sie das volle Vertrauen Ihres Chefs genießen — —"

„Danke Ihnen, Mr. Dobbs," sagte Shirley, „und verfügen Sie immer über mich, bei Tag und bei Nacht."

Dobbs nickte, und Shirley war entlassen. Lange Zeit saß der Magnat unbeweglich da, den Kopf in die Hände vergraben. Eine ausgesuchte Infamie des Schicksals war das, gerade jetzt, wo Jameson notwendig wie die Luft zum Atmen war. Als Stimmungsmacher, die Zaghaften, Schwachherzigen zu ermutigen, als Stütze für die Wankenden, als Beispiel, Führer Förderer — er war einfach nicht zu entbehren und nicht zu ersetzen. Denn auf Hubbard war kein Verlaß oder doch nicht der sichere Verlaß, immer spürte man bei ihm etwas von Opposition. Er riß die Leute nicht mit sich fort wie Jameson, ihm fehlte die Macht des Wortes, das Hinreißende — gerade das, was man jetzt brauchte.

Als Dobbs später auf der Börse erschien, sah freilich niemand die innere Bedrücktheit und Unruhe; sein derbes, lautes Lachen hatte den alten Vollklang, derselbe Optimismus durchtränkte alle seine Worte, und seine Siegesprophezeiungen waren tönend und voller Zuversicht.

Erst Abends auf dem Landsitz Jamesons, als er den Patienten wiedersah, ward er sich vollkommen bewußt, daß die ganze Schwere des Kampfes allein auf seinen Schultern ruhte und auch ferner ruhen würde, trotzdem der Colonel nur um ein paar Tage Schonzeit bat.

Auch Hubbard war bei dieser Konferenz im Krankenzimmer zugegen, und Jameson beschwor ihn, unverbrüchlich zu den Kampfgenossen zu stehen, nicht zu wanken und zu weichen.

Hubbard versprach es, und seine Worte beruhigten den Kranken, der neuen Mut schöpfte, und dessen erschüttertes Vertrauen sich wieder hob. Auch Cynthia hatte ihn vorher schon angefleht, den Vater nicht zu verlassen; sie klammerte sich an ihn, wie an den letzten Rettungsanker.

Aber beider Augen waren getrübt, ihnen fehlte der scharf sondierende Blick, mit dem Dobbs Mr. Hubbard beobachtete. Seine erste Vermutung blieb bestätigt: Hubbard war nicht mit Leib und Seele bei der Sache. Er war unsicher, wortkarg, der Glaube, der Berge versetzt, der kreiste ihm nicht im Blute, der kühn zufassende Wagemut, der den Sieg in sich trägt.

Er konnte einfach nicht über seine Natur hinaus. In diese ganze Unternehmung war er gegen seine innerste Ueberzeugung hineingezerrt worden. Er war auf diesem gefahrvollen, von tausend Schlingen und Fallen besäten Felde der Börsenspekulation nicht zu Hause, ja in tiefster Seele empfand er einen Haß gegen das Börsenspiel. Reale Werte, die vermochte er zu erkennen, allein Hunderttausende einfach auf den großen Spieltisch der Börse hinzuschleudern und dann zu warten, wie die Karten fielen, oder die Kniffe waghalsiger Spekulanten die Preise auf- und niederschoben: diese Jongleurstücke gingen ihm wider die Natur. Man konnte Eisenbahnen bauen oder Schiffe, Städte gründen, elektrische Anlagen ins Leben rufen — gut, dann gewann das ganze Land, jeder wurde reicher — aber bei dem Börsenspiel, da war der Gewinn des einen immer der Verlust, der Ruin des anderen. Das war ja einfach das legalisierte Roulette — nur weniger ehrlich. Ein blödes, verfluchtes Glücksspiel, bei dem die wenigen Großen immer die ungeheure Schar der Kleinen, der Mitläufer beraubte.

Hubbard konnte über seine Natur nicht hinaus, vermochte keinen Enthusiasmus aufzubringen — — und dabei stiegen die Preise für Baumwolle unaufhörlich, und mit jedem Tage wuchsen seine Gelder, wie eine Lawine in ihrem Lauf.

Ein paar Tage verflossen. Hubbard erschien auf der Börse und sah den Kampf sich entwickeln — oft mit heimlicher Bewunderung beobachtete er die überlegene Sicherheit und Ruhe, mit der Dobbs inmitten der gewaltigen Brandung stand, wie ein Fels, an dem die Wogen zischend zerschellten.

Auch Shirley war hier in diesen Tagen oft zu treffen, ebenso Carruthers, der sich tief in die Spekulation gestürzt hatte; ein paarmal verlor sich sogar Carrington hierher, freilich nur als unbeteiligter Zuschauer, denn er ließ sich fast nie in den wilden Strudel der Spekulation hineinreißen. Er hatte von dem Auf und Nieder der „Straße" zu viel gesehen.

Nur Colonel Jameson blieb fern. Alle Hoffnungen hatten ihn betrogen, es konnte kein Zweifel mehr an dem völligen Zusammenbruch des Kranken herrschen, der sich in Schmerzen auf seinem Lager wand.

Dieses Nervenbündel, dessen Leben ununterbrochene Tätigkeit und Genießen aller Daseinsfreuden gewesen war, in dessen Adern eine Energie ohnegleichen brannte, war niedergeworfen und zu lähmender Tatenlosigkeit in dem Augenblick verdammt, in dem der größte Kampf seines Lebens einsetzte, da jede Fiber in ihm, jeder Gedanke, jeder Atemzug nach Wägen und Wagen und Beteiligung schrie — da Name, Stellung, Zukunft, Ehre, alles auf einer Karte stand!

Ein Schicksal von unerhörter Grausamkeit, das dem Unglücklichen Tränen erpreßte. Tränen ohnmächtigen Zornes, der Auflehnung, der Erbitterung.

„Ruhe, Ruhe, mein alter Freund", predigte ihm der alte Doktor Berthold bei seinen häufigen Besuchen „Sie müssen sich beherrschen, Ihre Gedanken von den geschäftlichen Aufregungen ablenken — sonst steh' ich für nichts."

Ebenso leicht hätte er den Fluten des Sundes Einhalt gebieten können, wenn sie vom Meere heraufzogen und gegen die Steinwälle von Jamesons Landsitz schlugen.

(Fortsetzung folgt.)

Auto verdrängt Trolleywagen?

Es ist keine in der nächsten Zukunft zu erwartende Entwicklung, von welcher hier die Rede sein soll; und namentlich in den Ver. Staaten scheint sie noch in weiter Ferne zu liegen.

Immerhin ist es aber bezeichnend, daß schon jetzt manche Transport-Sachverständige die Frage erörtern, ob nicht der Automobil-Omnibus schließlich den Trolleybahn-Wagen verdrängen werde, der bis jetzt noch ein ungeheuer wichtiger Faktor ist und vielfach wohl noch nicht den Höhepunkt seiner Verwendung erreicht hat.

Ohne Zweifel hat der Automobil-Omnibus manches für sich, wie die größere Dehnbarkeit des Dienstes, seine Unabhängigkeit von Geleisen, und seine Fähigkeit, überall an der Trottoir-Böschung zu halten. Doch ist damit die Frage, ob er im ganzen den Trolleybahn-Wagen vorzuziehen ist, noch keineswegs entschieden, sondern nur aufgeworfen. Gegenüber seinen besagten Vorteilen läßt sich geltend machen, daß der Trolleywagen, der in Schienen läuft, doch meistens eine größere Schnelligkeit entwickeln, jeweils eine größere Zahl Fahrgäste unterbringen und leicht den Stadtverkehr in einen Vorstadt und Land-Verkehr erweitern kann, lediglich durch eine weitere Vergrößerung seiner Schnelligkeit nach dem Verlassen der Stadtgrenzen.

Während es in London den Anschein gewinnt, als werde der Automobil-Omnibus in absehbarer Zeit das Feld größtenteils erobern, wird er in den Ver. Staaten noch nirgends in einem Maße angewendet, daß von einem Mitbewerb mit elektrischen Straßenbahnen ernstlich die Rede sein kann; die Fahrpreise sind meistens höher, und die Routen nur kurze.

Sollte dieser Omnibus aber schließlich Sieger bleiben, so dürfte dies für unser Land eine sogut wie völlige Zerstörung von hunderten von Millionen Dollars bedeuten!

Nini.

Von Paul Margueritte.

Thomas Lochard war Beamter im Kultusministerium und hatte die Absicht, sich im nächsten Jahre pensionieren zu lassen. Der kinderlose Witwer hatte sein Leben auf die Minute eingeteilt. Doch infolge einer Leberkrankheit und auch durch seine sitzende Lebensweise, die ihm unsympathisch, aber schließlich unentbehrlich geworden war, hatte er es gelernt, Vergnügen zu empfinden.

Er kannte niemanden im Hause, und deshalb war er sehr verwundert, daß es eines Abends, als er dabei war, sich seine frugale Mahlzeit zurechtzumachen, an seiner Tür klingelte.

Als er öffnete, stand eine geputzte Dame mit einem Blumenhut auf dem Kopfe vor ihm und fragte: „Herr Thomas Lochard, nicht wahr, Beamter in Kultusministerium?"

Er konnte diese Tatsache nicht leugnen. Die Besucherin fügte hinzu: „Ich heiße Fräulein Porlet und bin die Direktorin der Mädchenelementarschule des Viertels."

Er sah die Besucherin forschend an. Die nicht mehr junge Dame hatte ein rotes frisches Gesicht, und in die Sicherheit, die ihr durch ihren Beruf eigen war, mischte sich Freundlichkeit und etwas Linkisches. Nun erklärte sie den Zweck ihres Besuches.

In jeder Etage, in jedem Hause des ganzen Viertels erschien sie, um eine Kleinigkeit zu erbitten. Einmal fertigte man sie grob ab, dann kam man ihr wieder sanft entgegen — ja sie sammelte und schämte sich durchaus nicht, denn sie tat es für die Ferienkolonien. „Sie haben sicher davon sprechen gehört, verehrter Herr! Es gibt doch eine Menge Kinder, die vom Schicksal nicht begünstigt sind und arme Eltern haben, und mit diesen Schülern fahren wir jedes Jahr ans Meer oder aufs Land — natürlich in irgendein kleines billiges Nest — um ihnen die gute Luft, die sie so nötig brauchen, zu verschaffen. Wir gehen mit den Kleinen in die Felder oder an den Strand, damit sie frische, rote Backen bekommen und gesund werden." Sie fügte hinzu:

„Sie würden lachen, wenn Sie sehen könnten, mit was für einen guten Appetit die Kinder in das Landbrot beißen und die dicke Milch essen. Deshalb dachte ich, mein Herr . . ."

Sie mißdeutete Lochards Schweigen; es entsprang nicht dem Geiz, denn ihre mit offener Gutmütigkeit gesagte kleine Rede hatte Eindruck auf ihn gemacht. Er war verlegen, und zwar erstens darum, weil er nicht reich war, und dann hatte er keine Ahnung, was er in einem solchen Fall geben sollte.

„Jeder gibt, was er will. Die kleinste Kleinigkeit ist willkommen."

Lochard faßte einen Entschluß und zog aus einer Schublade vier schöne runde glänzende mit dem Bildnis der Republik versehene Fünffrankstücke.

„Ach! danke, verehrter Herr", rief das brave Fräulein entzückt aus. „Was für ein Vergnügen machen Sie mir. Durch Ihre Großmütigkeit können wir die kleine Nini mitnehmen; das Kind wird wieder aufblühen, wir werden ihr Freude und Gesundheit wiedergeben. Ach, ich danke Ihnen von ganzem Herzen!"

„Aber nicht doch, nicht doch, ich bitte Sie", erwiderte Thomas Lochard, der verlegen war und sich selbst über seine Großmut wunderte.

Am nächsten Tage klingelte es von neuem. Herr Lochard wollte sich eben zu einem Schläfchen anschicken, weshalb er ärgerlich zur Tür schritt. Doch sein Antlitz glättete sich rasch, als er den Gast sah. Wieder war es Fräulein Porlet, die ein kleines Mädchen an der Hand hielt. Das Kind trug zerrissene Stiefel und sah sehr elend aus. Die Augen, die blau wie Vergißmeinnicht waren, leuchteten aus dem bleichen ungesunden Gesichtchen heraus.

„Das ist Nini, sie kommt, um Ihnen zu danken. Sehen Sie sich das Kind gut an, denn in einem Monat werden Sie es nicht mehr wiederkennen."

Herr Lochard suchte in seinem Büfett nach einem kleinen Apfel, den er für seinen Nachtisch bestimmt hatte, und bot ihn dem Kind an.

„Ein gutes kleines Mädchen", vertraute ihm die Direktorin an, „sie ist fleißig und brav. Sie hat nur noch eine alte Großmutter, die halb gelähmt ist. Sie steht fast allein in der Welt."

Beim Weggehen ließ Thomas Lochard Nini auf dem Treppenabsatz vorangehen und hielt die Direktorin zurück. Er steckte ihr ein Zehnfrankstück zu und sagte leise:

„Kaufen Sie ihr doch bitte Stiefel und eine dicke gestickte Jacke."

Ein Blick Fräulein Porlets, ein feuchtes Aufschimmern in ihren guten, hellen Augen dankte ihm mehr als jedes Wort.

Am nächsten Tage war Lochard auf dem Bahnhof, als die Ferienkolonisten abfuhren. Er half den Kleinen beim Einsteigen und gab ihnen Kates mit auf die Reise.

Man sagte sich Adieu und auf Wiedersehen. Lochard wünschte dem Kind gute Ferien, und als die Tür sich hinter ihnen schloß, fühlte er sich trauriger und allein. Ja, er hätte ein Kind haben mögen, ein kleines herziges Kind, wie diese reizende, blasse Nini war.

So ein Kind beansprucht Zeit, beschäftigt, füllt das Leben aus; man hat Pflichten, Verantwortlichkeit, Sorgen, Unruhen; aber ist ein kleines Wesen lieben, bilden, leiten das nicht: wert?

Nie hatte er größere Langeweile als in jenem August empfunden, in dem Monat, in dem die Tage so früh beginnen und so spät enden, so schön und so langweilig sich bis ins Unabsehbare verlängern.

Er litt in seiner kleinen Wohnung unter der Hitze. Aber er kam nicht auf den Gedanken, während der Ferien zu verreisen. Wo sollte er auch hin?

Der einzige Gedanke, der ihm Freude machte, war, daß fern in einem kleinen Orte am Meer die kleine Nini mit ihren Kameradinnen herumtollte, in den Wogen watete, Sandburgen baute und mit ihrem kleinen Fischernetz muntere Krabben fing. Sie konnte essen, wenn sie Hunger hatte, und trinken, wenn sie Durst empfand, konnte in der würzigen frischen Seeluft nach Herzenslust Spaziergänge machen, kurz, ihr mochte wohl nichts fehlen, was ihr eine durchgreifende Erholung und Kräftigung ermöglichen konnte.

Und vielleicht würde sie sich auch, wenn sie an Paris zurückdachte, seiner erinnern. Ihm wurde ordentlich warm bei dem Gedanken, und schmunzelnd rieb er sich die Hände. Und diese Befriedigung war das Werk der vier blanken Silberstücke und des kleinen Goldstücks! Das verdankte er nur seiner Freigebigkeit, die er damals ganz plötzlich, ohne daß er recht wußte, wie er dazu kam, der freundlichen Schulvorsteherin gegenüber bewiesen hatte, und die nun einem kleinen Wesen, das bisher so unglücklich war, das schönste Glück verschafft.

So war endlich der August verflossen, und man schrieb den zweiten September. Thomas Lochard wird dieses Datum nie vergessen. Er hörte stürmisch die Klingel ziehen, und an seiner Tür stand Fräulein Porlet und hinter ihr ein Mädchen mit rosigen Wangen, mit festen Waden, Nini, die mindestens noch einmal so dick geworden war.

Er empfand eine rührende Freude, um seine Rührung zu verbergen, scherzte er:

„Ach! was ist denn das für ein niedliches kleines Mädchen, das kenne ich ja gar nicht! Nein, das habe ich sicher noch nie gesehen!"

Wenn er auch ernsthaft sein wollte, so brachen Fräulein Porlet und das Kind doch in schallendes Gelächter aus und riefen zusammen mit triumphierender Stimme: „Aber das ist ja Nini! Nini!"

Und zu erzählen gab es eine Menge. . . Nini saß auf den Knien ihres neuen Freundes und schwatzte: Das Meer hätte Hu! Hu! gemacht. Die Krabben hätten gekniffen, und Schlösser aus Sand hätten sie gebaut! Was für Kahnpartien hatte man gemacht, und einmal wären sie alle mit einem Kremser in ein Schloß gefahren und da hätte es einen Kirschtuchen so groß wie der Tisch gegeben!

Thomas Lochard war glücklich und Fräulein Porlet lächelte. Er versprach, sie am Donnerstag in der Schule zu besuchen, und er ging hin und setzte seinen Zylinder auf und zog Handschuhe an, und ein großes Paket mit einem rosa Bindfaden trug er: Honigkuchen für die ganze Klasse. Als er nun vor der Tür stand, war er ganz betroffen, als er Fräulein Porlet sagen hörte: „Ach, Herr Lochard! die arme kleine Nini. . ."

„Sie ist doch nicht krank? Sie ist doch nicht. . ." stotterte er ganz bleich gewordene Lochard.

„Ach nein, ihre Großmutter ist an einem Schlaganfall gestorben. Nun ist Nini ganz allein auf der Welt." — „Also" . . . murmelte Thomas Lochard, und das Herz zog sich ihm zusammen.

„Man nimmt sie uns. Das arme Ding lieg auf der Straße. Der Armenvorsteher wird sich um sie kümmern und sie irgendwo in der Auvergne unterbringen. Er wird sie zu Bauern geben, sie mit den Ziegen und Kühen großziehen und eine Magd au ihr machen. Vielleicht sind es brave Leute! Man weiß es ja niemals! In jedem Fall wird ihr Leben hart sein. Und Nini ist so feinfühlend, so zärtlich, so dankbar. Sie ist ein Seelchen, Herr Lochard, wenn Sie sie kennen würden. . ."

Betäubt senkte Thomas Lochard den Kopf. Schnell stellte er eine Berechnung an: seine Pension, seine Zinsen. Er wird jede überflüssige Ausgabe vermeiden, nicht mehr ins Café gehen. Wenn er etwas hat, das er lieben kann, das ihm gehört, zwei Kinderärmchen, die sich um seinen Hals schlingen werden. Und Nini wird nichts zu leiden haben, sie braucht keine Kühe zu hüten. Sie kann weiter in die Schule zu Fräulein Porlet gehen, sie wird bei ihm sein. Sie wird das Töchterchen sein, das er so ersehnt hat. Sehr rot stößt er die Worte hervor: „Nein, Fräulein Porlet, sie darf nicht fort. Ich will Nini haben! Ich adoptiere sie!"

Für die Küche.

Indischer Kartoffelbrei. Man kann die Kartoffeln in der Schale oder geschält weichkochen; sie werden gerieben oder durch Kartoffelquetscher gedrückt. Diese feinflockige Kartoffelmasse mischt man mit zerlassener Butter, 2—3 Eßlöffeln Milch, süßer oder saurer Sahne, 1—2 Eiern, etwas geriebener, vorher in Butter gargeschmorter Zwiebel (oder einer in Wasser weichgekochten, sehr feingehackten Zwiebel) etwas Salz, einer Spur weißen Pfeffer und Cayenne-Pfeffer. Den Brei, der recht gut verrührt sein muß, gibt man in eine mit Butter bestrichene, mit geriebener Semmel bestreute feuerfeste nicht zu tiefe Schüssel, stellt sie in den mäßig heißen Ofen und läßt die Oberfläche sich bräunen. Der Kartoffelbrei muß sofort in der Schüssel angerichtet werden, man gibt etwas aufgelöste klare oder gebräunte Butter dazu.

Kräutersauce. Man zerrührt ein hartgekochtes Eidotter nebst einem frischen Eidotter in einem Napf mit rundem Boden recht fein, fügt etwas Salz, einige Löffel gutes Speiseöl, 1—2 Löffel Senf, etwas Brühe oder Wasser oder auch Milch oder Sahne, etwas weißen Pfeffer, etwas Zucker und einige Löffel sehr milden Essig, nach Belieben auch Zitronensaft dazu, schmeckt die Sauce ab und würzt sie mit gehackter Petersilie, Estragon, Pimpinelle und etwas gehacktem Schnittlauch. Kann man Pimpinelle oder Estragon nicht haben, so genügen auch Petersilie und Schnittlauch.

Tintenflecke auf Marmor müssen vorsichtig behandelt werden, damit die Politur des Marmors nicht leidet; es empfiehlt sich daher die Verwendung von Wasserstoffsuperoxyd, dem man soviel Salmiakgeist zugesetzt hat, daß es schwach danach riecht. Man befeuchtet einen weißen Lappen mit dem Gemisch, legt ihn auf, läßt einige Zeit wirken und wiederholt das Verfahren. Weicht der Fleck dieser mehrmals durchzuführenden Behandlung nicht, dann müßte man einen Brei aus Chlorkalk auftragen und gegebenenfalls, wenn die Politur gelitten hat, mit Zinnasche und einem Filzlappen nachpolieren.

Nelsonkoteletten. 6 Hammelkoteletten werden in bekannter Weise zugerichtet, geklopft und mit folgender Farce auf der oberen Seite bestrichen: ½ Pfund Bratwurstfülle wird mit dem Saft einer halben Zitrone, ¼ Unze geriebenem Käse, ¼ Unze Butter, zwei Löffeln saurer Sahne, einer Zwiebel, Salz und Pfeffer gut vermengt. Man brät die Koteletten unter fleißigem Begießen in Fett mit etwas Olivenöl in der Pfanne oder im Bratofen.

Mailänder Reissuppe. 1¼ Unze Reis wäscht man, kocht ihn ab, und brät ihn in etwas Butter, bis er glänzend aussieht. Zu diesem Reis gibt man einen Viertelkopf feingeschnittenen Wirsingkohl, der vorher mit kochendem Salzwasser überwellt wurde, und 4 zerteilte Tomaten, löst dann mehrere Bouillonwürfel in zwei Quart Wasser auf, gibt die Brühe zu Reis und Gemüsen, und kocht alles weich. Die Suppe wird mit Pfeffer und etwas geriebenem Parmesankäse gewürzt.

Estragonsauce. Man verliest und wäscht zwei bis drei Eßlöffel junge Estragonblätter, läßt sie abtropfen und hackt sie fein. Von zwei bis drei Löffeln Mehl in zerlassener Butter bereitet man eine helle Einbrenne, verkocht sie mit etwas Fleischbrühe oder Wasser zu dicker Sauce, gibt ein paar Löffel süße Sahne, die nach Belieben auch fortbleiben kann, und Salz dazu, schmeckt ab, würzt mit den Estragonblättern, die einige Minuten in der Sauce ziehen müssen, und kann sie zuletzt mit einem Eidotter abziehen.

Rührei auf englische Art. Zwölf mit 6 Eßlöffeln Milch und wenig Salz verschlagene Eier läßt man in reichlich Butter unter wenigem Rühren in großen Flocken fest werden, sie sind schnell mit 2 Teelöffeln bereit gehaltener und etwas angewärmter Catchup (Tomaten-, Champignon- oder Austerncatchup) zu mischen und auf heißer, flacher Schüssel im Kranze um ein kleines Förmchen frischer Butter anzurichten. Die Schüssel muß sofort nach Fertigstellung und Anrichten serviert werden.

Gute Reinigungsmethode für farbige seidene Strümpfe und Handschuhe. Wenig bekannt ist es, daß man die jetzt so modernen farbigen Seidenstrümpfe durch Waschen in einem Absud von weißen Bohnen vorzüglich reinigen kann. Man kocht dazu ein Pfund dieser Bohnen in 3 Gallonen Wasser weich, gießt die Brühe durch ein Tuch und verwendet sie lauwarm zum Waschen dieser seidenen Sachen. Dem Spülwasser wird ein wenig Essig hinzugefügt. Es ist ratsam, die Gegenstände entweder zwischen Leinentücher gelegt oder linksseitig gewendet, an einem schattigen Platz hängend, zu trocknen. Sind sie halbtrocken, so nimmt man sie, nachdem man ihnen durch Ziehen und Strecken die richtige Form gab, zwischen zwei Tücher und plättet die Sachen mit einem nur mäßig warmen Eisen.

Unsere

Schnittmuster-Offerte

Jedes Muster 10c

Sommerkleid mit geblümtem Musselin. No. 9919.

Als Haus- und Gesellschaftskleid ist das Modell hier, mit besonderer Betonung der Verwendung von Vorhängestoffen, vorzüglich geeignet. Sind Sommerkleider noch immer sehr begehrt, so sieht man doch schon an vielen Modellen als Vorbote des nahen Herbstes den langen Aermel, der nach Belieben verkürzt und mit Manschetten abgeschlossen werden kann, wie die Illustration es hier veranschaulicht. In ihrer Kleidsamkeit ist die

„Surplice" Bluse unübertrefflich. Zweierlei Arten von Rock sind in diesem Schnittmuster, das in Größen von 34—44 erhältlich ist und 6¼ Yard Material erfordert vorgesehen, der einfache glatte Rock mit einigen Fältchen im Rücken und der Doppelrock, der durch die breite Falte gebildet wird. Das Chemisett wird aus gefälteltem Mull, separat zum Auswechseln, gearbeitet, da hierdurch dem Kleid immer wieder Abwechslung gegeben wird.

Bestellungs-Anweisungen:

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich geschrieben an und schicke den Coupon nebst 10 Cents für jedes bestellte Muster an das

Pattern Dept., Omaha Tribüne
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon.
Ich wünsche Muster No. .....
.....Zoll Brust- oder Taillenweite.
(Jahre ..... bei Kinderjachen.)
Name .....
No. ..... Straße .....
..... Stadt .....

Der Kurort des Schweigens.

Ein ganz seltsamer Kurort, dessen Heilmittel nicht nur in Licht, Luft und Sonne, sondern auch darin bestehen, daß die Patienten während der ganzen Dauer ihrer Kur — schweigen müssen, wurde vor kurzer Zeit in Schottland ins Leben gerufen. Sämtliche Heilbedürftige müssen dem Arzt feierlich versprechen, daß sie so wenig als möglich sprechen. In der ersten Zeit dürfen sie allerdings Fragen an den Arzt, die Pfleger und Pflegerinnen und an das Badepersonal richten, aber bald finden sie heraus, daß ihnen ein beharrliches Schweigen entgegengebracht wird, so daß sie es mit der Zeit von selbst aufgeben, überflüssige Worte zu verschwenden. Es gewährt einen ganz seltsamen Anblick, auf der Kurpromenade alle diese stummen Gestalten dahinwandeln zu sehen. 67 Herren der Schöpfung sind anwesend, aber nur drei Damen. Wahrscheinlich dürfte es dem schönen Geschlecht zu schwer fallen, sich des Sprechens zu enthalten, und deshalb meiden sie diesen Kurort. Jedenfalls sind auch die drei anwesenden Ladies Suffragetten.

Während der Mahlzeiten wird selbstverständlich auch nicht gesprochen. Dem Bedienungspersonal werden die Wünsche auf eine Tafel geschrieben, die neben dem Teller jedes Gastes liegt. Alle drei Stunden erscheinen Kellner oder Stubenmädchen ungerufen in den Fremdenzimmern, und wenn der betreffende Kurgast mit dem Kopfe schüttelt, so ist dies ein Zeichen, daß man nichts von ihnen benötigt. Am Abend sitzen die Patienten einträchtig zusammen, aber kein Wort wird hörbar. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese „Schweigkur" für Nervöse sehr gut sein wird.